Heimat und Erinnerung

Autor(en): **Boesch, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Werdenberger Jahrbuch : Beiträge zu Geschichte und Kultur der Gemeinden Wartau, Sevelen, Buchs, Grabs, Gams und Sennwald**

Band (Jahr): **15 (2002)**

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-893652

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Heimat und Erinnerung

Hans Boesch, Stäfa[1]

Ich gehe *heim*, *hei*, *hoa*, *haa*, *hamm*, *haai*, *hää*. Das alles meint dasselbe – und meint jeweils doch immer wieder etwas anderes, und zwar etwas anderes von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, von Mensch zu Mensch. Nicht nur die Aussprache ändert sich, sondern auch die Abgrenzungen und Inhalte des Wortes *heim* sind verschieden, und auch die wiederum ändern sich je nach Alter des Sprechenden, je nach seinem jeweiligen Blickwinkel, nach Zeitströmung und Zeit.

Das Wort *Heim* zeigt den Ort an, wo wir geborgen sind, heimisch sind, daheim sind oder doch einmal heimisch waren; nicht unbedingt aber den Ort, wo wir geboren wurden. Zum *Heim* gehört das missbrauchte und wohl deshalb auch viel geschmähte Wort *Heimat*, und dazu gehört das ebenso oft geschmähte Wort *heimelig*, aber auch das Wort *heimlich*. Denn dort, wo wir daheim sind, geborgen sind, ist auch das Intime daheim, das Nichtöffentliche, das Zusammensein mit den Vertrauten, mit der oder mit dem Angetrauten.

Schaustellung statt Heim und Geborgenheit

Heute allerdings, da angesichts des «Grossen Auges», des «Big Brother», Striptease sogar ins Kinderzimmer Einzug halten möchte, scheint weder das Heimliche noch das Heimelige gefragt. Im Gegenteil: das Herausstellen und das Ausstellen, die Inszenierung und die Selbstinszenierung sind «in». Wie man weiss, reden heutzutage die Architekten von Plätzen, Treppen und andern Aussenräumen so, wie man von Theaterbühnen redet. Die Aussenräume sollen dazu da sein, um das Sich-zur-Schau-Stellen und das Sich-Definieren (wie man so schön sagt) der Einwohner und Passanten nicht nur zu ermöglichen, sondern anzuregen. Ähnliches gilt auch für Wohnbauten. Am Zürichsee zum Beispiel gibt es ganze Häuserzeilen, bei denen die südlichen Fronten als reine Glaswände ausgebildet worden sind und wo, weil auch abends keine Gardinen gezogen werden, sich das Familienleben wie auf dem Servierbrett abspielt.

Das Leben wird gelebt als Kick und Show. Auf der Bühne Öffentlichkeit markiert ein jeder den Boss, spielt eine jede ihr Model, und jedes Paar ist eine Demonstration dessen, was es sich als sein «Paarsein» ausgedacht hat oder dessen, wie es als Paar gern gesehen werden möchte. Ob in dieser Schaustellung das wahre Selbst, die Persönlichkeit, ob da irgendein echtes Gefühl noch Platz findet, bleibe dahingestellt. Möglicherweise will man dies alles gar nicht. «Nur keine Sentimentalität!», wird einem bedeutet, «wir sind, wie wir sind: ehrlich, offen! Keine Heimlichkeiten, kein Heim, und schon gar keine Heimat!»

Dazu ist zu sagen, dass die so genannte Öffnung, das «Outen» und Sich-Entblössen, auch ein Trick sein kann, eine Täuschung. Ein Trick, hinter dem sich doch wieder eine Frage (oder eine Leere) verbirgt. Denn Nacktheit ist bekanntlich die raffinierteste Verpackung – auch und gerade im Verpackungszeitalter. Und eine verführerische Verpackung ist noch lange keine Garantie für Qualität und kein Schutz gegen Irreführung. Vielleicht versteckt sich hinter der Beflissenheit des Sich-Öffnens ein Leiden, eine Sehnsucht, die der Sich-Öffnende selbst nicht zu benennen weiss. Und möglicherweise leidet gerade er an einem uneingestandenen Wunsch nach Geborgenheit, nach Vertrautheit mit einem «wirklichen», ihm vorbehaltlos zugewandten Gegenüber. Das würde dann heissen, er möchte, obschon er es nicht wahrhaben will, eine kleine, ganz persönliche, warme und vertraute Höhle für sich haben, Heimat.

Neben dieser ersten Möglichkeit gibt es eine zweite. Nämlich: das Sich-Hervorheben, das Sich-Aufspielen könnte auch ein Sich-in-Erinnerung-Rufen sein – das Baby, das schreit, wenn es gestillt und umhegt sein will. Denn in Ermangelung von ordnenden Strukturen, die in der modernen Welt weitgehend verloren gegangen sind, zeichnet sich wohl zunehmend das Bedürfnis ab, nicht in der Gleichförmigkeit zu versinken. Ein Sich-bemerkbar-Machen, ein manchmal geradezu verzweifeltes Sich-bemerkbar-Machen auf der «Bühne Öffentlichkeit» heisst somit noch lange nicht, dass der so unerhört unabhängig sich gebende, der cool sich gebende moderne Mensch, der Gefühl als Kitsch, der Heimat als Verlogenheit, als reaktionär, als Gartenlaube von gestern, als sentimentalen Quark verhöhnt, dass dieser Mensch sich in seiner Haut wohl fühle.

Vielleicht ist er, dieser Mensch, und dies wäre dann die dritte Möglichkeit einer Erklärung, ganz einfach pubertär; vielleicht ist unser ganzes Zeitalter pubertär. Und falls ja, so wäre zu beachten: Pubertäre müssen sich freistrampeln, müssen weg von Mutters Schürzenzipfel, weg vom Heim und somit auch weg vom Heimatlichen! Gerade dadurch erhält das Vertraute, auch das Altvertraute, seinen Wert. Denn erst wenn man etwas vermisst, lernt man es schätzen. Damit ist auch schon angedeutet, dass in der Abkehr von der Ur-Geborgenheit, in der Abwanderung also, sehr oft der Keim eines Verlangens nach Rückkehr versteckt ist. Dieses Verlangen heisst nicht umsonst *Heimweh*. Es ist die Sehnsucht nach Heim und Heimat. Sie kommt selbst dann, wenn sie sich in Erinnerungen er-

1 Der Verfasser dieses Beitrags, der Schriftsteller Hans Boesch, geboren 1926, ist in Frümsen aufgewachsen. Wie hier nimmt er auch in seinem Werk häufig Bezug auf seine Werdenberger Herkunft. Insbesondere sein 1988 erschienener Roman *Der Sog* (vgl. Anm. 3) ist zu den eindrücklichsten und tiefgründigsten literarischen Darstellungen der Region Werdenberg zu zählen. Zwei Ausschnitte daraus finden sich im *Werdenberger Jahrbuch 1999*, S. 66–70. H.J.R.

Frümsen 1946. Der Blick geht (von links) über Gristen, Stig, Halden, Rüteli und das noch unverbaute Schnaren zur Spengelgass mit dem Sekundarschulhaus, dem heutigen Rathaus. Ausgedehnte Hochstamm-Obstbaumbestände waren damals für das Erscheinungsbild der Werdenberger Dörfer typisch – im Unterschied zu heute (vgl. Bild auf Seite 14). Bild: Foto Gross St.Gallen, im Archiv HHVW.

schöpft, das heisst: wenn weder Mutter noch Schürzenzipfel mehr erreichbar sind.

Heimat – aus und vorbei?

Nun, dieses Heimweh nach Geborgenheit ist vielleicht nur ein Wunschtraum der älteren Generationen. Heimat gibt es vielleicht wirklich nicht – nicht mehr. Vielleicht ist sie auch gar nicht nötig, vielleicht ist schon der Gedanke daran schädlich, verquer. Es besteht eine Scheu vor dem Wort, bei manchen ist es eine Allergie, oft sogar eine tief sitzende, geradezu panische Abneigung. Und weshalb?

Einer der Gründe kann im Missbrauch des Wortes zu finden sein. Heim und Heimat meinen, wie angetönt, das Mütterliche, das Beschützende, Heimat bedeutet im weitesten Sinn «der bergende Schoss». Ganz anders das Wort *Vaterland*. Es meint das Männliche, damit auch das Kämpferische und damit leider oft – die Geschichte zeigt es deutlich genug – die Aggression. Nun liegt im Sachverhalt, dass diese beiden Begriffe immer wieder vermengt wurden, dass neben dem Wort *Vaterland* auch das Wort *Heimat* für üble Machtspiele herhalten musste, dass es von militärischen und politischen Führern missbraucht und vergewaltigt wurde, dass damit Schindluderei bis zum Exzess getrieben wurde, bestimmt einer der Gründe unserer Befangenheit. Und zudem, der Begriff *Heimat* verkam auch durch den Umstand, dass man ihm oft genug auch Gartenzwerg und Hirschgeweih unterschob, zum Schmierentheater, zur Schnulze, zum tristen Ulk.

Ein paar neuere Erfahrungen

Erstes Beispiel: Heimat?, fragt ein fröhlicher, freundlicher, etwas wohlbeleibter Pastor aus dem nördlichen Nachbarland. Und antwortet: In Deutschland ist das Wort tabu! Doch zitiert er dann gleich die Meinung eines Kollegen: Und doch, jeder Mensch braucht zwei Dinge, einen Namen und eine Heimat. (Ich bin so überrascht, dass ich zu fragen vergesse, was genau er meine.)

Zweites Beispiel: Liebe gibt es nicht!, behauptet eine befreundete Schriftstellerin. – Und ist dann tief betroffen, gerührt, wenn ich ihr von der unerfüllten einzigen Liebe einer alten Frau erzähle. (Und dabei verstand ich es eben vorhin noch ungefähr so: Liebe, Geborgenheit? Ach wo! Kitsch! Nichts als Kitsch!)

Drittes Beispiel: Ein Kongress in Westfalen. Heimat, Daheim-sein!, lacht eine junge kanadische Professorin. Alles Mumpitz! Dass ein moderner Mensch sich noch um so was kümmern mag! Und sagt dann, dass sie zweihundert Kilometer in die nächste Grossstadt fahre, zu

Sennwald 1946. Vorne (von links) die Bauernhäuser in der Egeten und an der Zubengass, über der Kirche das noch frei stehende Primarschulhaus und die Teppichfabrik Waron, in der Ebene die Tuchfabrik, darüber der Schlosswald, der auf dem Trümmerfeld eines prähistorischen Bergsturzes stockt. Bild: Foto Gross St.Gallen, im Archiv HHVW.

ihrem Kleinkind, das sie während des Kongresses bei ihrer Mutter abgegeben hat; sozusagen deponiert, sagt sie, um es nicht einer Babysitterin anvertrauen zu müssen. Und weshalb?, frage ich. Sie lacht auch jetzt und entschuldigt sich geradezu frohlockend: Eben ja! Damit das Baby irgendwo daheim sein kann! Wissen Sie, fügt sie lachend bei, in der Hitze des Gefechtes, vom Katheder herab sagt man manches ein bisschen anders, als es in Wirklichkeit ist. – Und weg ist sie. (Seien wir bitte stramm modern!, denke ich. Es macht sich besser. Doch: besser als was? Und was heisst das: modern? Ist nicht die Moderne längst verjährt?)

Also ist die Verneinung doch nicht so eindeutig. Im Gegenteil! Ich behaupte: ganz im Gegenteil! Und so sind wir bei der Frage: Wenn schon Heimat, wie und was dann? Was verstehen wir darunter? Bedeutet Heimat einfach «Leute», wie Peter Bichsel einmal sagte. Oder kann schon ein Baum, eine Hausecke, ein Brunnen, ein Stück Garten Heimat sein, zumindest ein wichtiger Teil Heimat, wie eine ganze Reihe bekannter Schriftsteller meint. Brauchen wir sie nicht nur, diese Heimat, sondern vermissen wir sie gerade im so genannt modernen Umfeld ganz besonders?[2]

Fragen, viel wichtigere Fragen, als wir so leichthin meinen. Je schneller, je kälter, je glatter die Welt ist, umso mehr werden wir fremd sein in ihr. Und umso dringender werden wir wieder eine bergende Nische brauchen. Dahin weisen alle Untersuchungen, mit denen ich mich die letzten Jahre beschäftigte.

Ich denke deshalb, man sollte das Wort *Heimat* vom Dreck der Vergangenheit rein machen. Und man sollte es wieder als das nehmen, was es ist: als Bezeichnung für ein Refugium, nach dem wir uns sehnen, in dem wir ausruhen und uns wohl fühlen können, als ein – vielleicht nur erträumtes, nie ganz erreichtes – Refugium in einer weitgehend lieblos gewordenen Welt.[3]

2 Vgl. dazu: BOESCH, HANS, *Stadt als Heimat. Schriftstellerinnen und Schriftsteller äussern sich zu Stadtgestalt, Geborgenheit und Entfremdung.* – In: ORL-Bericht 88/1993, Verlag der Fachvereine an der ETH Zürich (auch erschienen bei Schweiz. Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Nationalfondsprojekt NFP 25: *Stadt und Verkehr*. Zürich 1993). – BOESCH, HANS, *Die sinnliche Stadt.* Verlag Nagel & Kimche, Zürich 2001.

3 KOLAKOWSKI, LESZEK, *Die Gegenwärtigkeit des Mythos.* München 1973. Siehe im weitern auch: BOESCH, HANS, *Der Sog. Der Bann. Der Kreis.* Drei Romane. Verlag Nagel & Kimche, Zürich 1988ff. – Schweiz. Literaturarchiv (Hg.), *Quarto* Nr. 14. Bern 2001.

Frümsen 1994. In der Bildmitte vorne der Dorfteil im Brunnen, darüber die Spengelgass und das überbaute Schnaren (vgl. Aufnahme von 1946), links Rüteli und Halden. Der obere grosse Stall (rechts von der Bildmitte) wurde inzwischen abgebrochen. Bild: Hans Jakob Reich, Salez.

Heimat und Erinnerung – Leute

Wenn ich frage, was gilt für mich?, was bedeutet Heimat für mich?, was hat mich gebildet?, was hat mich gemacht?, so gibt es tausend Antworten. Hier ein paar wenige.

Heimat: Frümsen. Der Grasweg vom Haus im Brunnen zum alten Schulhaus – unter dem Baum mit den Längelen, den Dörrbirnen, durch und am eingezäunten, mit Holzlatten umzäunten Bohnen-, Rüben-, Kohl- und Asterngarten der Schulabwartin vorbei zum Schulplatz und zum breiten Kiesweg, der hinausführt zwischen der offenen Viehtränke und der Turnstange, der Weitsprunggrube ins Riet.

Oder: Das Doppelhaus neben der Schule, etwas weiter bergwärts als der Güllenkasten des Schulhauses, der kleine Ziegenstall, angebaut ans Haus, wegseitig, mit dem Ziegenbock, der fürchterlich stank und der damals der alten, weisshaarigen Maja wohl das einzige Geld brachte, das sie je sah. Altersbeihilfe gab es damals noch nicht.

Oder: Älberlin, der im selben Haus wie die Frau Ostermeier überm «Sternen» wohnte, im andern Haltel[4], und der überm Trockenmäuerchen mit einer Frau, die ebenso alt wie er war, auf seinem Bänklein sass und in die Birnbäume jenseits der Strasse hinuntersah – der seine Ziegen hatte, der vor dem Stall sein Holz sägte, von Hand natürlich, der seine Scheiter machte und an der Hauswand aufschichtete, sonnseits, der seine Reisigbündel, die Büscheli, machte und von dem wir wussten, dass er trotz seiner siebzig Jahre mit einer ebenso alten Frau Tag für Tag ins Bergheu stieg, zwei, drei Stunden durch den Buchenwald hinauf bis zur Alp und weiter, die schwindlig steilen Heuhänge hinauf gegen den First, den Holzschlitten auf der Schulter, bis zur Alp den Holzschlitten – weiter oben würde er die Bürden auf der Schulter tragen – und immer die Frau neben oder hinter sich, die Frau mit dem Rechen, der Sense vielleicht, und dem Bindeseil für die Heubürden, mit dem Sack, in dem der Tee war und das Brot, Älberlin, der abends wieder herabkommen würde vom Berg, die steilen Wege und, wussten wir, der bei der Talfahrt den Rücken gegen den Schlitten, gegen das Heu hinter sich stemmen würde, die Schuhe vor sich gegen die Erde, gegen die abgeschliffenen Steinplatten des Weges, ein alter, ein grosser, weisshaariger, ein ruhiger Mann, ein freundlicher Mann, einer, der auch zu Kindern freundlich war, Älberlin würde kommen, wussten wir, würde den Schlitten auf den Zweiräder, den Rädlig, laden und würde die letzten Wiesen vor dem Dorf mit dem Schlitten, dem Heu auf dem Schlitten und dem Schlitten auf dem Rädlig lachend herabkommen zu seinem Haus, würde den Kopf unter den Wasserstrahl halten und würde hineingehen zu den Ziegen. Älberlin, der kaum je redete, der nur lachte, uns ansah und nickte. Ein Mann, den man nicht vergessen könnte, und wenn man zehn Leben leben würde.

Heimat? Was ist das? Erinnerung? Der Fonds der Erinnerung?

Zum Beispiel: Schweizer, dessen Sohn wir Schwitzerli nannten, Schwitzerli, der in der Schule unser Bester war, der mir auch später, als er schon die Sekundarschule besuchte, ich aber noch in der Primarschule war, aus der Schulbibliothek den Karl May brachte, «Winnetou», oder «Der Bergsturz auf Goldau». Schweizer, der Vater, war klein, flink, bescheiden, er war Briefträger im Dorf. Und auch er hatte seine Ziegen, kein Grossvieh. Wie Maja, wie Älberlin, wie andere noch. (Ziegen, es müssen Ziegen gewesen sein, ich erinnere mich noch an den herben Geruch des Milchkaffees.) Und weil der

Posthalter nicht viel bezahlte, war im kleinen Haus des Briefträgers der Backofen warm, und die Maisbrote dufteten. Und immer an Weihnachten war ein grosser Appenzellerbiber auf dem Tisch, unterm Christbaum, ein dicker, glänzend-brauner Biber, der die Säntisschwebebahn zeigte, jedes Jahr die neue, noch beinah neue Bahn, weil doch Vater Schweizer aus Urnäsch kam, aus dem Appenzellischen eben, und weil er so gerne wieder in Urnäsch gewesen wäre, dachten wir, in Urnäsch, wäre nicht das kleine, flache Haus gewesen unterhalb der Mauer an der Strasse, wären nicht die Ziegen, nicht die Post, nicht die Frau, die seine Maisbrote backen konnte, nicht Schwitzerli und all die andern gewesen.

Was ist Heimat? Für mich: Bach Andres, dessen Vater den Sommer lang im Weisstannental Senn war; Andres, der sich jedesmal sträubte, wenn ich ihn bei uns zum Essen lud, und der verzweifelt abwehrte und um meine Gesundheit bangte, wenn Wegmachers Hans mich so sehr zum Lachen brachte, dass ich zu ersticken drohte.

Oder: Peterlis Peter, den ich wegen seiner Kraft immer ein wenig gefürchtet hatte, Peterlis Peter, zwei, drei Jahre älter als ich (hatte er eine Zahnlücke?), der nachher die Strasse verbreiterte im Stig – nein, besser: bei Georgs, bei Georg, der den kleinen Vogel, den wir auf der Strasse gefunden hatten, zwischen die Hände nahm und ihn wärmte, wärmte, nicht totschlug, wie wir ängstlich erwarteten, und ihn wieder fliegen liess, Georg, den ich deswegen ein Kinderleben lang verehrte; aber ich irre ab, ich war bei Peterlis Peter – Peter, der die Sickerleitung legte am Hang, der, als ich aus dem Sanatorium kam, mich zu sich rief und mir die schönsten Steine, die er ausgegraben und für mich zur Seite gelegt hatte, zeigte und nachher die Steine für mich hinübertrug in Mutters Garten. Woher hatte er wissen können, dass ich Steine liebe?

Oder: Güllenanna Joggeli, mein Schulkamerad und Nachbar, immer singend, immer gutmütig lockend zwischen seinen Kühen, eher klein, Klaräpfel pflückend, Klaräpfel essend (waren es wirklich Klaräpfel?), der mich droben im Buchenwald auf die Arbeit hinwies, «jetzt muss ich aber Holz sammeln, sonst lacht Mutter mich aus». Seine Mutter schimpfte nicht, sie lachte. Und Joggeli sammelte Holz, Joggeli zettelte Mist. Joggeli rannte am schnellsten den Hügel hinunter, ohne grosse Sprünge, nur mit schnellen, fast unwirklich schnellen, kleinen Schritten, ein richtiger Bergbauer, «rädlen» nannte er das, und schnetzelte Streu oder Heu oder vielleicht beides zusammen, Rossheu, mit der Schneidemaschine, mit dem grossen Schneiderad in der Tenne, und sprach mit dem Vieh, redete mit den Vögeln – ein kleiner «Os», ein Teil meines «Os»[5] – und machte mir so den Himmel höher, breiter, heller, ohne dass er wusste, weshalb, ohne dass er es überhaupt wissen konnte, wissen wollte.

Heimat aber auch: der Wegmacher, der mit blossen Händen die Nesseln am Bord ausriss und sie wie stets unter den nackten Arm klemmte und weiter unten an der Strasse auf den Haufen warf.

Heimat? Wer? Was, wie und wo?

War es sein Sohn Hans, Wegmachers Hans, war es seine Frau, Wegmachers Babeli (nannte man sie wirklich so?), die mich einmal abends, ich war etwa vier Jahre alt, zum kleinen Garten mitnahm, dorthin, wo es oben am Berg «im Äggerli» heisst und wo ich zum ersten Mal sah, dass der volle Mond mitging, wenn ich zwischen den Bäumen ging, dass er stillstand, wenn ich stillstand, und dass er wieder ging, wenn ich weiter ging, bergwärts.

Oder war es mein Onkel, Heiri, der mit mir in Sennwald am Abend gegen den Berg stieg, das Rohr hoch bis zum First – und dort stand tief, blutrot, riesig und weit hinten, hinter Bergketten und Bergketten, hinter Dutzenden von Ketten schien mir: die Sonne. Dort war nochmals ein Tal, sah ich jetzt, und noch eines, und noch eines. Nicht nur unseres war, nicht nur Rhein und Ebene waren und die Berge links und die Berge rechts und darüber als Deckel der Himmel – und «fertig-lustig»! Nichts war fertig! Nirgends war ein Ende. Welt war. Welt sah ich. Überall Welt! Und diese Welt zeigte sich mir weit und offen!

Die Entdeckung der Welt war nicht weniger gross als die Erkenntnis, dass der Bergkopf hinterm Haus meines Grossvaters, der den Hohen Kasten überragte, dem der Hohe Kasten nur klein und sozusagen auf Brusthöhe beigesellt war, dass dieser scheinbar so grosse Berg, als ich von der Egg, von Sennwald hinaus ging ins Tal, am Bad vorbei, an der Käserei, am Bahnhof vorbei, durch Salez und hinaus bis jenseits des Binnenkanals, dass der bisher so hohe Berg immer kleiner und unscheinbarer wurde, dass der Hohe Kasten aber gleichzeitig hinter ihm breiter wurde und wuchs, dass ihm der Hohe Kasten ganz langsam über die Schulter lugte und dann auf einmal der höhere Berg war, höher und breiter und felsiger, und dass der nähere Berg nichts mehr war, fast nichts, ein Zwerg. Es war die Erkenntnis, das manches, sobald man es aus Distanz betrachtet, kleiner wird – dass kleiner wird, was eben noch gross schien, und dass anderseits grösser werden kann, was man eben noch als klein und nichtig verlachte. Kurz, es war die Einsicht: dass Grösse relativ ist.

Ich will nicht weiter aufzählen. Hier nicht. Erzählen, etwa, dass mir der Rhein, als ich das erste Mal in Vaduz war, plötzlich und hartnäckig talauf floss, also nicht von rechts nach links floss, wie ich das seit je gewohnt war, sondern von links nach rechts. Unerhört jedenfalls! Ich will nicht erzählen, wie wir zum Vater von Bach Andres ins Weisstannental fuhren, wo das Vieh des Dorfes gealpet wurde, ich will nicht von den Föhnnächten, nicht von meinen Schulfreundinnen erzählen, die mir sagten, was gut sei, was nicht, die mich beinah wortlos erzogen, sicher und nachhaltiger als alle, die sich sonst um meine Erziehung bemühten. Ich will nicht erzählen von meiner Familie, vom Türggehölschet nicht, vom Lauben, vom Schafehüten nicht, nicht von den brennenden Häusern in Salez.

Nichts erzählen will ich von den Männern auf den Baustellen, die mich beschützten, die mir waren wie gute, ruhige Väter – und die ich auch wie Väter gern hatte. Ich will nichts sagen vom Schmerz, von den Unsicherheiten, auch von jenem Schmerz nicht, den man andern bereitet, andern, solchen, die man liebt.

Nicht aufzählen! Und doch ist mein verbleibendes Leben ein einziges Aufzählen. Wenn ich aufzähle, fühle ich mich geborgen. Wenn ich atme, denke, schreibe – dann kommen die Erinnerungen, einige deutlicher, andere verwischt. Manchmal scheint mir, ich bestehe nur noch aus Erinnerung. Erinnerung ist Heimat, denke ich. Und beide sind, Erinnerung und Heimat. Sind!

4 Halbteil, der halbe Teil des Hauses.

5 BOESCH, HANS, *Der junge Os.* Roman. Artemis Verlag, Zürich/München 1979.